

MENSCH – TAUSCH – GELD – UNTERNEHMEN

WIRTSCHAFT ALS DIALOGISCHER PROZESS

Herbst 2007

Zusammenfassung

Ökonomisches Denken beruht auf dem Denken in INHALTEN. Alles, was es benützt, um zu demonstrieren, was optimal ist, beruht auf Daten, die als von außen vorgegeben und bekannt betrachtet werden (Präferenzen, Produktionsfunktionen, etc.).

Optimierungsaufgaben (was ist das Beste?) können nur in geschlossenen Räumen gelöst werden. Die Frage nach dem Wie, d.h. nach der FORM, in der etwas geschieht, wird unter den Tisch gewischt. Tatsächlich kommt es aber auf das Wie, d.h. auf die Form an. Die Form bestimmt nicht nur den Inhalt, sie ist seine Voraussetzung.

Die Grundform menschlichen Zusammenlebens ist der TAUSCH. Der Mensch will geben, um dazuzugehören. Er muss nehmen, um zu überleben. Geben bzw. Nehmen verlangen nach einem Ausgleich. Geben und Nehmen, d.h. tauschen, ist die Grundfigur alles Ökonomischen, Sozialen und z.T. auch Psychischen.

Die Effizienzlogik hat die Wirtschaftswissenschaften zu einem arroganten Sonderling unter den Sozialwissenschaften gemacht. Die *Ökonomik des Tausches* gliedert sie wieder in den Kreis der Human- und Sozialwissenschaften ein. Denn der Tausch ist dialogische Form. Er und nur er kann ökonomische, gesellschaftliche und in gewissem Sinne auch psychische Wirklichkeit erzeugen. Der Tausch ist ein „Zeugungsakt“ und schafft den Raum. Damit wandelt sich das Thema der Wirtschaftswissenschaften von einer Wissenschaft der Allokation gegebener und bekannter Ressourcen zu einer Wissenschaft der Entstehung, Gestalt und Gestaltung des individuellen, unternehmerischen und gesellschaftlichen Raumes. Ökonomie beruht auf der Tauschform, und damit auf Geld und Kapital. Zu ihr gibt es keine Alternative (denn Wirtschaft beruht auf dieser Form), aber der Raum ist offen und verlangt nach einer Gestaltung. Das alte Modell ist mechanistisch. Es neigt dazu, entweder alles Märkten zu überlassen oder alles zu kontrollieren. Das neue Modell ist evolutionär. Es will zu einer Haltung der Achtsamkeit und Verantwortung anregen.

Geld-Ware-Geld-Ware-Geld-Ware-.....

Das was Firmen tun und das, was Menschen in Firmen tun, kann man nur verstehen, wenn man weiß, was die Wirtschaft tut. Und was die Wirtschaft tut, versteht man nur, wenn man weiß, was der Tausch ist und was er bewirkt. Lassen Sie mich mit einfachen Überlegungen zu Tausch, Geld und Unternehmen beginnen, methodologische Reflexionen folgen.

Der *Tauschakt* besteht aus einem Geben und aus einem Nehmen. Ego gibt, und Alter gibt auch. Ego nimmt und Alter nimmt auch. Der Tausch stellt normalerweise beide Partner besser (win-win-Situation). Man kann zwar Güter gegen Güter tauschen (Bartergeschäft, Naturaltausch). Die Bedingungen für einen befriedigenden Naturaltausch treffen aber sehr selten zu. Erst *Geld* macht Tausch praktisch und auf weiter Ebene möglich. Ego gibt ein Gut, das Alter speziell braucht, und empfängt mit Geld ein Gut, das er ganz allgemein braucht (Simmel 1907, S. 307). Geld ist also der Joker, der in jeder Transaktion eingesetzt werden kann.

Mit Geld wird die Tauschlawine losgetreten. (Freilich brauchte die Etablierung eines Tausch- bzw. Zahlungsmittels sehr lange, weil Geld als Institution von vielen Voraussetzungen abhängig ist, die heute selbstverständlich erscheinen, aber nicht selbstverständlich sind). Tauschen (exchange) ist der Kommunikationstyp = die Form der menschlichen Verbindung, die das wirtschaftliche Geschehen inzwischen weltweit bestimmt. Geld trägt dieses Geschehen. Formal lässt sich der geldwirtschaftliche Prozess als fortdauernde Metamorphose zwischen Ware und Geld, Geld und Ware beschreiben: $W - G - W - G - W - G$ Ohne Geld geht nichts und findet „nichts“ statt. Ohne Geld gibt es keine Gesellschaft – zumindest keine Gesellschaft im modernen Sinn (Simmel 1907).

Nun zur Funktion von Unternehmen. Die Güter, die verkauft (und gekauft) werden, müssen ja vorher produziert und an den Ort ihrer Verwendung verbracht werden. In einer arbeitsteiligen Wirtschaft erfolgt die Produktion von Gütern mithilfe von Gütern (inklusive Arbeitskräften). Die Beschaffung von Gütern kostet Geld, der Verkauf von Gütern bringt Geld. Unternehmen sind *Organisationen*, die genau das tun: kaufen und verkaufen. Zwischen Kauf und Verkauf liegen, je nach Tätigkeitsfeld oder Spezialisierung des Unternehmens, Prozesse wie Produktion, Transport, usw. Liegt der Schwerpunkt auf der Produktion, spricht man von Produktionsunternehmen, beim Transport von Transportunternehmen, beim Handel von Handelsunternehmen. Produktion kann Herstellung von Gütern oder die Bereitstellung von Dienstleistungen sein. Immer aber steht am Anfang und am Ende der inhaltlichen Tätigkeit Geld. Geld wird investiert, Geld wird verdient. Die Differenz, korrigiert durch buchhalterische Manipulationen wie Abschreibungen etc., ist der Gewinn der Unternehmung.

In vorkapitalistischen Zeiten produzierten die Haushalte als Selbstversorger Güter und tauschten bloß die Überschüsse aus. Auch dort muss zuerst produziert werden, bevor verkauft werden kann. Ökonomisch gesehen können aber die auf den Markt getragenen Güter als bereits vorhanden angesehen werden. Um sie zu produzieren, braucht der selbstversorgende Haushalt keinen Geldvorschuss. Mit der Spezialisierung und Vertiefung der Marktbeziehungen ändert sich das radikal: um zu produzieren und zu handeln, müssen zuerst Güter (Produktionsfaktoren) gekauft, also Geld vorgeschossen werden. Dieses Geld (oder ein Teil desselben) muss durch Kredit in die Wirtschaft injiziert werden. Das Geld, das aus der „Ausgabenrunde“ zurückfließt, reicht zur Finanzierung von Gewinnen nicht aus. Denn es kann (maximal) nur so viel an Geld

zurückfließen, als an Ausgaben getätigt wurde. Aus gesamtwirtschaftlicher Sicht können Unternehmen nur Gewinne machen, wenn die Bereitstellung zusätzlicher Kredite einen Rückfluss an Einnahmen (G') ermöglicht, der den Geldvorschuss (G) übersteigt (Binswanger 2006).

Organisationen, die Geld aufbringen und ausgeben, um Geld zu verdienen, nennen wir Unternehmen. Unternehmen setzen Geld ein, um über den Umweg einer Umwandlung des Geldes in Ware und der Transformation der Ware (Produktion, Transport, Lagerung) und deren nachträglichen Verkauf mehr Geld zu machen. Wenn das Unternehmen nicht *mehr* Geld macht als es eingesetzt hat, droht ihm der Untergang. Man kann Unternehmen aus dieser Sicht auch als über die Zeit prozessierende Kapitalbündel bezeichnen, die einen Namen haben – die Firma. Mit dem Namen hat das Unternehmen eine für Außenstehende wahrnehmbare „Adresse“. Als Kapitalbündel schafft es ein einheitliches finanzielles Budget, mit dem es die technischen und finanziellen Unteilbarkeiten (fixen Kosten, "overhead"-Kosten, Risiken) bei der Finanzierung, beim Einkauf, in der Produktion, beim Verkauf und Marktauftritt und in der Forschung/Entwicklung abpuffert. Obwohl es ein „künstliches“ Gebilde ist, kann es zu sich "ich" sagen. Es hat Identität, obgleich alle seine „Bestandteile“ auswechselbar sind: die Arbeiter und Angestellten, die Maschinen, die Eigentümer, die Manager, ja auch der Ort (die Orte) seiner Tätigkeit. Ob Unternehmen die materiale Transformation (Produktion, Transport, usw.) selbst durchführen oder sie durch andere erledigen lassen, ist demgegenüber sekundär.

Haushalte sind hingegen natürliche Einheiten und dem Erhalt des Lebensprozesses verpflichtet. Sie leisten für Geld Dienste für den Markt, um sich zu erhalten.

Das Ganze der Wirtschaft lässt sich daher als Metamorphose charakterisieren, die durch Tauschoperationen weitergeht: $W - G - W - G - W - \dots$. *Haushalte* nehmen am Part $W - G - W'$ teil. Sie leisten, um sich etwas zu leisten. Unternehmen sind Einheiten, die Geld einsetzen, um (sich mit Leistungen) Geld zu verdienen. Ihr Part ist $G - W - G'$, ihre Essenz: Kapitalbündel mit Identität (eigener Rechtspersönlichkeit). Mit der Ausdifferenzierung des Haushalts in Haushalt und Unternehmen und der Vertiefung der Arbeitsteilung kann der Prozess nur „laufen“, wenn er ständig ausgedehnt wird (Binswanger 2006). Denn Gewinne können nur entstehen, wenn während der Produktionsperiode (Periode zwischen Geldvorschuss und Geldrealisation) weitere Kredite in den Prozess injiziert werden. Diese Funktion kommt Banken zu. Sie schaffen quasi aus dem Nichts „Noten“, die - durch staatliche Sanktion zum gesetzlichen Zahlungsmittel erhoben - die Vorfinanzierung der erweiterten Produktion erlauben. Damit haben wir die Banken, selbst Unternehmen, als Dritte im Bunde. Die Ausdifferenzierung der Haushalte in Haushalte und Unternehmen (inklusive Banken) kann natürlich nicht verhindern, dass die Haushalte Letzteigentümer der Unternehmen als künstlichen Gebilden bleiben.

Inhalt und Form

Dem methodisch geschulten Leser wird aufgefallen sein, dass sich der hier vorgetragene Ansatz von der orthodoxen Schule der Ökonomie radikal unterscheidet. Um den Unterschied deutlich zu machen, greife ich im folgenden auf das in der Philosophie so wichtige Begriffspaar Inhalt-Form zurück.

Meine Behauptung lautet: Die traditionelle (neoklassische) Theorie sucht nach einer inhaltlichen Determiniertheit der Wirtschaft. Sie findet diese im Begriff der optimalen Allokation der Ressourcen und, als duale Entsprechung dazu, im (relativen) Preissystem. Meine Gegenthese lautet: Wirtschaft ist kein inhaltlich determinierbarer Prozess. Wirtschaft ist ohne Formen gar nicht denkbar, die der Tausch und nur der Tausch erzeugen kann oder deren Entstehung mit dem Tausch in Zusammenhang stehen. Wirtschaft ist daher nur als Formensprache, die mit Inhalten umgeht, rekonstruierbar.

Was ist Inhalt, was ist Form? Nehmen wir als Beispiel einen einfachen psychischen Vorgang. Ein Inhalt ist z.B. eine ursprüngliche Emotion, ein unreflektiertes Bedürfnis, ein Trieb. Irene M. hat Angst verlassen zu werden. Die Angst kann beruhigt werden, wenn sich der Mensch, auf den sich die Angst bezieht, sich ihr zuwendet. Oft können Emotionen oder Bedürfnisse aber nicht oder wenigstens nicht sofort befriedigt werden. Sie bedürfen einer Form. Eine Form kann sein: das Aussprechen der Angst. Oder auch das Bewußtwerden dieser Angst durch deren Beobachtung. Indem Irene ihre Angst, verlassen zu werden, beobachtet, erzeugt sie eine gewisse Distanz zwischen ihrem Ich und der Angst und verändert diese damit: Irene ist nicht mehr Angst, sondern hat Angst. Sie ist nicht mehr Triebbündel, sondern geht mit ihrer Emotion um. Es gibt viele Formen des Umgangs mit Gefühlen, etwa das Niederschreiben, das Aussprechen der Gefühle, Rituale usw. Man kann Formen mit einem Gefäß vergleichen, welches die Emotion oder das Gefühl aufnimmt und verwandelt. Babies schreien einfach. Erwachsene „tun das nicht“. Gefühlsmanagement ist gefragt. Um ihr Bedürfnis nach Nähe zu befriedigen, muss Irene eine bestimmte Form finden. Die Form ist es, die dem Menschen ein stabiles Gefäß darbietet, mit Hilfe dessen er mit seinen Emotionen besser umgehen und diese anderen auch in geeigneter Weise mitteilen kann. Formen sind für seine Menschwerdung von gar nicht zu unterschätzender Bedeutung. Mensch-Sein und Form-Finden sind also aufeinander angewiesen. Als bloßes Bündel seiner Emotionen ist der Mensch noch nicht Mensch, weder als Individuum noch als soziales Wesen.

Was ist Inhalt, was ist Form in der Wirtschaft? Wirtschaften heißt *einerseits* mit *Inhalten* umgehen. Menschen haben Wünsche und Bedürfnisse, deren Erfüllung oder Befriedigung Widerstände entgegenstehen, die durch die Natur (Bodenverhältnisse), oder die gerade vorhandenen technischen Verfahren gegeben sind. Bedürfnisse und deren Intensitäten auf der einen Seite und Natur, technische Verfahren auf der anderen Seite können in unserem Zusammenhang als *Inhalte* angesehen werden. Zwischen beiden inhaltlich umschriebenen Kategorien besteht ein Spannungsverhältnis, das man in der Ökonomik (=Theorie der Ökonomie) mit dem Begriff Knappheit umschreibt.

Andererseits besteht Wirtschaft aus *Formen*: Aus Preisen, Geld, Bilanzen, Unternehmen, Verträgen, Gesetzen, Regelungen, Routinen. Knappheiten werden in Preisen *dargestellt*. Preise sind Größen, die in Geld *gemessen* werden, Bilanzen *monetäre Darstellung* der Robustheit von Unternehmen in Bezug auf die Überlebensfähigkeit auf Märkten - ebenfalls Formen. Nur weil es diese Formen gibt, existiert Wirtschaft und gibt es eine „Allokation der Ressourcen“. Ohne Form stehen

Bedürfnisse und Möglichkeiten zu deren Deckung (schlampig ausgedrückt: Nachfrage und Angebot) einander unverbunden, unpräzise, wie amorphe Massen gegenüber und haben keine ökonomische Bedeutung. Beginnen wir bei den Bedürfnissen. Setzt deren Kenntnis nicht soziale Interaktion (also Formen) voraus? Weiß Ego, was es will, ohne vorher mit Alter in Kontakt gekommen zu sein? Gewiss nicht. Aber selbst wenn wir voraussetzen, dass Individuen mit fertigen Präferenzen ausgestattet sind, wie treffen sich „Angebot“ und „Nachfrage“? Muss sich nicht erst das Bedürfnis in die Bereitschaft kleiden, etwas zu leisten (also zum Beispiel Geld zu zahlen), um überhaupt ökonomische Relevanz zu erhalten? Muss sich nicht erst ein Leistungspotential als Ware „äußern“, um als Angebot wahrgenommen zu werden? Wilde Früchte, die auf irgendwelchen Sträuchern wachsen, sind keine ökonomische Kategorie. Der Mensch bedarf der Waren- und Geldform, um zu erkennen, was er braucht und was er leisten kann. Er bedarf der Form erst recht, um zu erkennen, wie viel er leisten muss und was er sich leisten kann.¹ Es ist nicht nur offensichtlich, dass die Formen- und Symbolsprache in der Wirtschaft eine überragende Bedeutung für das Funktionieren von moderner Wirtschaft hat, sondern dass es ohne Form keine Wirtschaft gibt oder geben kann. Ferner ist offensichtlich, dass die Wirtschaft selbst durch Formen und Formalismen getrieben ist.

Wie geht man in der Wirtschaftstheorie mit Inhalten und Formen und deren Verhältnis zueinander um? Schon allein die Frage wird einen durchschnittlichen Wirtschaftstheoretiker befremden. Er könnte antworten: „Formen? Was ist das? Ach Sie meinen wohl Institutionen? Hat sich damit nicht schon Veblen in den 20er Jahren beschäftigt? Und erhielt nicht North für seine bahnbrechenden Arbeiten über Institutionen erst kürzlich den Nobelpreis?“ – Gewiss, wir würdigen diese Arbeiten, in welchen auf die Bedeutung von Institutionen für menschliches Verhalten hingewiesen wird. Meine Frage geht aber dahin: Welche Rolle spielen Formen im wirtschaftswissenschaftlichen Denken? Und möchte behaupten: primär keine, obwohl man mit ihnen wie selbstverständlich umgeht. Alle wollen wissen, was die Geldmenge ist, aber keiner, was Geld ist. (Womit auch natürlich niemand weiß, was die Geldmenge ist – wovon je nach Bedarf verwendete Geldmengendefinitionen zeugen). Man kann mit Geld operieren, ohne irgendetwas von Geld zu verstehen. Wem ist schon aufgefallen, dass der Preis eine Form ist, außer ein paar in Marxscher Dialektik geschulten 68ern? Der Preis ist in mindestens zweifacher Hinsicht Form: 1. Er ist Geldpreis. Geld selbst ist eine Form. 2. Er ist Ergebnis eines Tauschverhältnisses, und der Austausch selbst ist eine bestimmte Form, in der sich Menschen begegnen und wechselseitig Produkte aneignen. – Wir sehen uns das später näher an. Dass wirtschaftswissenschaftliches Denken Denken in Inhalten ist, daran hat auch North nichts geändert, und daran wollte er wahrscheinlich auch nichts ändern. Das Formdenken in der Ökonomik ist absolut verkümmert (sofern es je einmal entwickelt war). Formen werden als selbstverständlich vorausgesetzt (und damit nicht weiter problematisiert). Ökonomisches Denken ist Denken in Inhalten. Denken in Formen ist Ökonomen fremd und wird als dialektischer Hokusfokus empfunden.²

¹ Siehe dazu insbesondere Simmel (1907) über „Gebilde objektiver Kultur“ und Luhmann (1984) über Codes und Codierungen.

² Daran hat Marx, der Urheber des Formdenkens in der Ökonomik, selbst den größten Anteil. Denn ihm galt schon der Tauschwert als Keimzelle der Entfremdung, die es im Kommunismus zu überwinden gälte. Mit dieser Idee – das Entstehen für eine formlose Gesellschaft - zertrümmerte er seine Formanalyse der bürgerlichen Gesellschaft (siehe auch Fußnote 7).

Das alte Modell: Input determiniert Output

Die methodologische Fixierung auf eine rein inhaltliche Bestimmung wirtschaftlichen Verhaltens zeigt sich unter anderem an folgenden Beobachtungen.

1. Die Auffassung des Mainstream, dass wirtschaftliches Verhalten rein inhaltlich bestimmt sei, ergibt sich aus dessen eigener Aufgabenstellung: Er definiert sich als Wissenschaft von der Theorie der Allokation der Ressourcen.³ Seine Modelle arbeiten mit „Material“: mit Präferenzen, Produktionsfunktionen und Ausstattungen. In den Argumenten dieser Funktionen finden sich Gütermengen, die in einem bestimmten quantitativen Verhältnis zueinander stehen.
2. Ökonomen holen sich die Grundanregung von „Robinson auf der Insel“. Robinson steht als rationales Subjekt unmittelbar der Natur als einem gegebenen Objekt gegenüber und teilt seine knappe Zeit auf verschiedene Tätigkeiten so auf, dass er einen maximalen Nutzen aus ihr zieht. Das Modell ist bei den Ökonomen deshalb so beliebt, weil es ohne jegliche Formbetrachtung auskommt und angeblich erlaubt, hinter den „Schleier“ der Form sehen. Auch das Auftauchen von Freytag ändert nichts an der Herangehensweise: Statt einer Präferenzfunktion stehen nun zwei der Natur auf der einsamen Insel gegenüber. Die Betrachtungsweise bleibt naturalistisch (wie im Edgeworth'schen Boxdiagramm abgebildet).
3. Die Neigung zu einer bloß inhaltlichen Erklärung wirtschaftlichen Verhaltens zeigt sich gerade am Topmodell der Wirtschaftswissenschaften – dem Allgemeinen (Walrasianischen) Gleichgewicht. Dieses beansprucht nämlich, die Allokation in der Wirtschaft (mit beliebig vielen Teilnehmern und Produkten) im Prinzip rein inhaltlich (pure economics) erklären zu wollen.
4. Nehmen wir die simpelste und gebräuchlichste Darstellung als Beispiel, die jeder Student leichtfertig auf die Tafel pinselt: Eine Angebots- und eine Nachfragefunktion. In jeder Nachfragefunktion wird unterstellt, dass die in Frage kommenden Teilnehmer den Nutzen der Ware, ihre Partner, von denen sie die Waren beziehen, die Konditionen, unter denen sie die Waren geliefert bekommen, kennen. Außerdem, dass die (in dieser Funktion irgendwie kumulierte) Nachfrage vom (in dieser Funktion irgendwie kumulierten) Angebot unabhängig ist. Entsprechendes für die Angebotsfunktion. Wir halten fest, dass jede der beiden Kurven nur durch inhaltlich definierte Kriterien determiniert ist. Weiß der Student, welche Annahmen getroffen werden müssen, um überhaupt eine Kurve zu

³ Die klassische Definition Robbins (1935, S. 16) von Ökonomik lautet: „Economics is the science which studies human behaviour as a relationship between ends and scarce means which have alternative uses“. Diese Definition zeigt, dass die Ökonomik Wissenschaft der rationalen Entscheidung ist. Sie will alles unter diesem Aspekt betrachten, unter dem alles Mögliche, zum Beispiel Investitionsentscheidungen, die Existenz von Banken, das Verhältnis des Vorgesetzten zu seinem Untergebenen, die Partnerwahl, usw. betrachtet werden kann. Damit wird die Ökonomik zu einer methodischen Technik, die zwar für alles zuständig ist, aber keinen eigentlichen Gegenstand hat (Coase 1988, S. 3). Die Wirtschaft aber ist ein Gegenstand, der sich als solcher nur „entblößt“, wenn man ihn nicht nur unter der Brille des Mainstream, also als Ergebnis abwägender Entscheidungen rationaler Subjekte betrachtet, sondern als Resultat des Tausches als sozialer Handlung, die selbst Formen hervorbringt. (Dazu weiter unten).

konstruieren? Wahrscheinlich nein. Noch weniger wird ihm bewußt sein, dass seine Nachfragekurve keine echte Nachfragekurve ist, sondern nur die Kurve einer bei steigendem Preis fallenden Kaufbereitschaft - entsprechend die Angebotskurve eine Kurve steigender Angebotsbereitschaft. Trotzdem kreuzt der Student die Kurven. Damit will er demonstrieren, dass Angebot und Nachfrage den Gleichgewichtspreis und die -menge eindeutig bestimmen. -- Dass sich Kurven auf der Tafel kreuzen, ist hübsch. Wie aber sieht ein Treffen von Angebot und Nachfrage praktisch aus? Darüber geben die Kurven keine Auskunft. Um ihnen einen Sinn abzugewinnen, muss man unterstellen, dass alle potentiellen Käufer und Verkäufer ihr Kauf- oder Verkaufsangebot zugleich unterbreiten, keiner also durch Kauf oder Verkauf seiner Ware dem anderen vorgreift. Man muss also annehmen, dass alle über all jene genannten Informationen verfügen und alle still halten, bis alle Verkäufe bzw. Käufe gleichzeitig abgewickelt werden. Nachdem niemand den ersten Schritt tun darf, muss ein Dritter – Gott oder ein Auktionator – für das Aushandeln und die Transaktion angenommen werden. Dieser muss dann alles simultan regeln, sozusagen auf einen Schlag. – Der Markt ist nur ein anderer Name für diesen Gott. (Aus eben diesem Grunde wird er in der Theorie so mystifiziert).

Welches der Beispiele wir auch immer heranziehen – die Robinsonade, die Angebots- und Nachfragekonstellation (Marshall), das Allgemeine Gleichgewicht (Walras, Arrow-Debreu) – sie alle UNTERSTELLEN die Existenz eines optimalen Zustands bzw. eines Gleichgewichts und damit die Bestimmung des Inhalts durch Inhalte: *Inputs* (Präferenzen, Produktionsfunktionen, Ausstattungen) determinieren *Outputs* (Optimum, Gleichgewicht). Inputs können Outputs nur determinieren, wenn auf dem Weg zwischen Input zum Output, also zwischen Ausgangspunkt, der durch „Daten“ gegeben ist, und dem Endpunkt, dem Gleichgewicht, nichts „passiert“. Wenn nichts passiert – und es darf nichts passieren – weil sonst die Determinierung „UNTERSTELLT“ werden. Diesen Zusammenhang nennt die Theorie Allgemeines Gleichgewicht.

Die Wirklichkeit ist aber durch einen aus unzähligen Schritten bestehenden Prozess gekennzeichnet. Das Ergebnis kann daher nicht feststehen. Es hängt von jedem einzelnen Schritt ab. Es ist pfadabhängig.

Wir kommen zum Ergebnis: Die Ökonomik eliminiert den Einfluss der Form, indem sie das System inhaltlich schließt. Eine konstruierte „Logik der Dinge“ (Schumpeter) hat aber für FORMEN keinen Platz.

Was ist mit einer Determinierung durch Daten gewonnen? Nichts! Was ist verloren? Alles! Alles, was ökonomisch relevant ist, wird weggebügelt. Vor allem: jegliche Form. Das hat weitreichende Auswirkungen, von denen hier nur folgende genannt werden.

1. Der Zusammenhang der „Objekte“ (Menschen, Waren, ...) wird behauptet, nicht aber als Prozess nachvollzogen. An die Stelle des Prozesses setzt man einfach den Begriff Markt oder verweist auf die „invisible hand“. Da die Koordinationsleistung einfach unterstellt wird, ist der Tausch kostenlos.⁴

⁴ Dass Transaktionskosten Null sind, ist keine zusätzliche Annahme im Modell, sondern im Gleichgewichtsdanken begründet. Im Gleichgewichtsmodell darf es ja keine Transaktionen geben: Sie würden das „Ziel“ irritieren. Nichtsdestoweniger lässt sich der ökonomische Kalkül auf Transakten anwenden. Denn Kontaktsuche, Verhandlungen, Abschluss und Kontrolle von Verträgen kosten (Coase 1988, S. 6). Unternehmen haben keine Schwierigkeiten damit.

2. Indem *Gesellschaft* als bereits vorhanden vorausgesetzt wird, ist sie eliminiert. Man muss sie nachträglich als Ordnung einsetzen.
3. In der realen Wirtschaft treffen sich Menschen paarweise, um auszutauschen (Man beachte: Auch die Zeugung erfolgt im paarweisen Kontakt). Im Modell dürfen nur alle mit allen.
4. Alles muss auch gleichzeitig passieren. Damit eliminiert man *Zeit*.
5. Wenn einmal an die „Logik der Dinge“ (Schumpeter⁵) geglaubt wird, kann der *Form* nur mehr der Status des Erfüllungsgehilfen für diesen inhaltlich hypostasierten Zustand zugewiesen werden. Das führt zum Beispiel zur bizarren Schlussfolgerung, dass Marktwirtschaft und Planwirtschaft optionale Formen seien, durch die man sich jenem inhaltlich bereits vordefiniertem Ziel („Es gibt ein Gleichgewicht“) nähern könnte. Die Plan-Marktdebatte ist durch diese Annahme geprägt.
6. Die traditionelle Ökonomik (Neoklassik) verwechselt Kapital als Geldvorschuss mit Kapital als Produktionsmittel. (Kapital als Geldvorschuss ist sozioökonomische Form, Kapital als Produktionsmittel Inhalt). Diese Verwechslung hat verheerende Auswirkungen auf die Zins- und Verteilungslehre der Neoklassik.

Die Formbestimmtheit der Ökonomie

Irgend jemand muss aber irgend WIE die Koordination vollziehen. Und das WIE der Koordination hat natürlich auf das WAS einen Einfluss und zwar einen prinzipiellen. DAS WIE BESTIMMT DAS WAS - DIE FORM DEN INHALT – OHNE FORM KEIN INHALT.

Der Einfluss der Form auf den Inhalt

Die Form hat auf den Inhalt in mehrerer Hinsicht Einfluss:

1. Sofern man überhaupt von Inhalten (Inputs) sprechen kann, werden sie durch die Form transformiert. Die sogenannten Inputs sind daher Ergebnis des „Systems“, das durch die „Logik der Form“ bestimmt ist.
2. Gegenstand ökonomischen Handelns sind fast ausschließlich Formengebilde.
3. Der Koordinationsprozess ist selbst Form. Er bestimmt das Ergebnis mit.

ad 1. Bei der Psyche des Menschen können wir mit einer gewissen Berechtigung davon ausgehen, dass es ursprüngliche Gefühle oder Emotionen gibt: zum Beispiel das Begehren eines Menschen nach Nahrung, die spontane Sympathie oder Antipathie. Die menschliche Psyche generiert „Daten“ dieser Art oft in Bruchteilen von Sekunden und stellt diese gewissermaßen als Ausgangsmaterial für psychische Prozesse zur

Gleichgewichtstheoretiker schon.

⁵ "Das wissenschaftliche Weltbild, das uns die exakten Wissenschaften bieten, ist nichts anderes als ein großartiges System von Größen, welche sich gegenseitig bestimmen und deren Beziehungen anzugeben die Aufgabe der Wissenschaft ist" (Schumpeter 1908: 135).

Verfügung. (Freilich kann auch hier die Authentizität dieser „Daten“ teilweise in Frage gestellt werden, sind doch auch die Gefühlsreaktionen oft schon durch innere Muster (Formen) vorgeprägt und schalten sich so rasch ein, dass sie vom ursprünglichen Material gar nicht unterscheidbar sind.) – In der Wirtschaft hingegen scheint es diese „Daten“ erst gar nicht zu geben. Welche ökonomische Relevanz könnte ein Hungergefühl oder ein Geschlechtstrieb jenseits aller FORM auch haben? Kein noch so intensives Bedürfnis, kein noch so großer Mangel an Gütern gewinnt ökonomische Relevanz, bevor das Bedürfnis oder der Mangel durch den Austausch in eine soziale Form gebracht wird (Simmel 1907, S.45ff). Das heißt: im Unterschied zur Psyche darf man in der Ökonomie mit der Ursprünglichkeit der Daten gar nicht rechnen. Jedes „Datum“, das für Ökonomen in Betracht kommen kann, ist bereits durch die Tauschform (als einer sozialen Relation) bestimmt.⁶ Außerdem ist zu berücksichtigen, dass es neben ursprünglichen Gefühlen oder Emotionen ethische Normen und persönliche Werthaltungen gibt, die mit diesen ursprünglichen Gefühlen oder Bedürfnissen oft in Widerstreit geraten. Ein Beispiel: „Ich hasse mein Bedürfnis zu rauchen“. Die Folge: Präferenzen sind so kompliziert „gestrickt“ (und stehen im Übrigen in einem hierarchischen Verhältnis zueinander), dass sie als Datum gar nicht einsetzbar sind. Sie selbst sind Ergebnis des „Systems“ und auch Voraussetzung, dass das „System“ funktioniert.

ad 2. Die „Inhalte“ ökonomischer Überlegungen sind in der Regel selbst Formengebilde. Unternehmen können nur indirekt die Bedürfnisse von Menschen befriedigen. Was sie befriedigen, ist deren zahlungsmäßige Nachfrage. Was ist schon Nutzen jenseits der Form, in die dieser gegossen werden muss, um „Inhalt“ wirtschaftlichen Handelns zu werden? Solange sich ein Bedürfnis nicht als zahlungsmäßige Nachfrage äußert, existiert es ökonomisch nicht. Auch ist der Zins nicht Reflex der Diskontierung des Nutzens eines gegenwärtigen im Vergleich zu einem zukünftigen Gut, wie oft von der Neoklassik behauptet, sondern schlicht der Preis (Tauschwert) der für die zur Verfügungstellung von Geld auf Zeit bezahlt wird. Der Versuch der Neoklassik hinter den Geldschleier zu sehen und den Zins als Zeitdiskont zu betrachten, *verschleiert* und verfälscht nur die Natur des Marktprozesses. Der Markt ist dieser „Schleier“. Ökonomie ist dieser Schleier. Es gibt nichts ökonomisches dahinter.

ad 3. Der Koordinationsprozess selbst wirkt auf das Ergebnis ein. Jeder Tauschakt ist ein Akt der Koordination, und jeder Tauschakt beeinflusst das, was nach ihm folgt. Das Ergebnis ist pfadabhängig. Von einer koordinierten Wirtschaft lässt sich nur ex post sprechen. Ein GLEICHGEWICHT EXISTIERT NICHT.

Wir ziehen daraus folgenden Schluss: Die Form bestimmt nicht nur den Inhalt, sie geht ihm sogar voraus. Erst wenn die Form entwickelt ist, kommen Inhalte zum Tragen. Allerdings funktioniert die Form (Markt, Geld) mitunter so perfekt und lautlos, dass sie als Schleier über den Dingen erscheint. Man darf darüber aber nie vergessen, dass sie die Voraussetzung für die Existenz der Inhalte und deren Beziehung zueinander ist.

⁶ Diese eben bezeichnete Differenz weist den beiden Wissenschaften auch einen unterschiedlichen Status zu: der Psychologie den der Humanwissenschaften, der Ökonomie den einer Kulturwissenschaft (denn jede soziale Form ist Kultur!).

Der Tausch als Grundform der Wirtschaft

Was aber kann diese Form überhaupt sein? Es gibt eine einfache Antwort: Der Tausch. Er ist die Grundform, aus dem sich andere ergeben.

Ein (einseitiges) Geschenk, Diebstahl und Raub scheiden aus. Sie können keine Ökonomie begründen. (Reziproke Geschenke sind bereits Vorformen des Tausches.) Eine Verwaltung administriert Ressourcen, begründet aber keine Ökonomie. Denn diese braucht Preise (zumindest relative Tauschwerte), die sich aber nur aus Tauschhandlungen ergeben. (Schattenpreise sind Konstrukte, die Effizienz (und die Koordinierung) bereits voraussetzen). Eine Verwaltung über alles ist daher unmöglich. Eine Verwaltung kann daher nur als Insel im Meer des Tausches funktionieren. Also zurück zum Tausch.

Der Tausch ist selbst *Form*. In ihm beziehen sich zwei Akteure aufeinander, eben in einem Austauschverhältnis. Dazu müssen sie sich als prinzipiell gleichberechtigte anerkennen. Einer muss den ersten Schritt tun und kann ihn nur tun, wenn er mit einer, der Tauschform angemessenen Gegenreaktion rechnet (z.B. nicht totgeschlagen zu werden). Gelungene Austauschbeziehungen stärken das Vertrauen, erzeugen Dankbarkeit und den sozialen Kitt, ohne den Tauschbeziehungen weder zustande kommen noch nicht gelingen könnten.

Außerdem zieht der Tauschverkehr eine *Kaskade von Formen*, die aus ihm entweder spontan hervorgehen oder um ihn herum gestaltet werden, hinter sich her. Der Tausch selbst generiert den Tauschwert als Form - im Falle von Barter-Geschäften den relativen Tauschwert (der Wert der einen Ware wird in der Menge der anderen gemessen), bei der Verwendung von Geld den (Geld-)Preis). Im Tausch werden subjektive Einschätzungen über Leistungsfähigkeit und Bedürfnisintensität objektiviert und damit als Form objektiver Kultur in den Raum gestellt. Die Tauschform bietet den „Daten“ das Gefäß, ohne welches diese nicht in Erscheinung treten bzw. kommuniziert werden könnten. Im Tausch entstehen also Informationen.

Die bedeutendste Form, die der Tausch hervorbringt, ist Geld, sozusagen als seine Verkörperung (Simmel S.161ff, S. 308), welche die Relation (den Tausch) essentiell erleichtert. Seine Funktion besteht darin, zu zahlen. Nur dadurch, dass Geld ausgleicht, „schließt“ der Kontakt – der Strom fließt. Geld macht möglich, was sonst nicht möglich wäre, es stellt den Zusammenhang her. Denn Geld macht jedes mit jedem, alle mit allen (weltweit) vergleichbar und setzt alles zumindest virtuell in Beziehung zueinander. Damit werden Güter und Partner substituierbar. Was nicht substituierbar ist, ist Geld. Im Barter-Geschäft (Naturaltausch) müssen die Partner einander vertrauen. Im Geldgeschäft kommt noch das Vertrauen in die Gesellschaft hinzu: Man nimmt Geld nur im Vertrauen darauf, dass seine Verwendung andernorts und später möglich ist, d.h. man vertraut darauf, dass die Tauschkommunikation weitergeht.

Die Kaskade der Formenbildung setzt sich fort: Tausch, Geld, Kredit, Kapital (als Geldvorschuss, nicht als Produktionsmittel!), Banken als Institutionen der Geldversorgung, Hypotheken, Derivate, usw. Kollektive Regelungen (Rechtssystem, Zivil- und Handelsrecht, Qualitäts- und Normenkontrolle, Bereitstellung öffentlicher Güter, Arbeitsrecht und kollektive Lohnverhandlungen, Währungspolitik usw. geben der spontanen Ordnung des Tausches den Rahmen und sichern sie „von oben her“ ab.

Theoretiker der „Wirtschaft als Form“: Marx und Simmel

Auf die *inhaltliche* Bestimmung des Allokations- und –verteilungsprozesses fixiert haben die Wirtschaftswissenschaften seit jeher versucht, hinter den Schleier der *Form* zu blicken, und haben die Form dabei entweder übersehen oder in ihr die selbstverständliche Randbedingung des Wirtschaftens erblickt. Nur zwei große Denker haben den Tausch als Form-erzeugende und die ganze Wirtschaft tragende Operation erkannt: Marx (1818-1883) und Simmel (1858-1918).

Marx beginnt sein Werk mit einer Theorie des Tausches als sozialer Form. Er lässt aus dem Tausch eine ganze Kaskade von Formen entstehen: den relativen Tauschwert (den des Warentausches, im Besonderen aber den des Tausches der Ware Arbeitskraft gegen Geld), das Geld, das Kapital – alles Formen, in denen sich gesellschaftliche, d.h. bürgerlich-kapitalistische Verhältnisse spiegeln. Zugleich sieht er, durchaus realistisch, in diesen Formen eigenständige „Größen“ (man könnte sagen: Institutionen), welche die dynamische kapitalistische Produktion von Werten antreiben.

Neben der Wertformenanalyse lässt Marx eine andere Theorieebene mitlaufen: die Theorie des Arbeitswerts, welche er von Ricardo übernimmt.⁷ Während für Marx der

⁷ Die Theorie der Wertform und die Theorie des Arbeitswert sind miteinander inkompatibel. Denn die Wertform ergibt sich konkret aus dem Tausch als einer kommunikativen Handlung. Das Konzept des Arbeitswerts hingegen ist, ganz so wie auch die neoklassische Allgemeine Gleichgewichtstheorie, ein Konzept, das nur aus der fiktiven Perspektive eines allgemeinen Gleichgewichts heraus definierbar ist. Dort ist alles als schon koordiniert gedacht. Es existiert nur im fiktiven Zustand der Proportionalität und unmittelbaren Abgestimmtheit. Gesellschaft ist also als solche gesetzt. -- Marx verbindet diese beiden Konzepte in unzulässiger Weise, indem er behauptet a), dass die Größe des Einzelwerts durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit bestimmt sei und b) eine Gleichsetzung im Tausch nur möglich sei, weil die Produkte auch gleichen Inhalt hätten, nämlich als Werte nichts anderes seien als geronnene Arbeitszeit. In beidem irrt Marx.

ad a) Die Wahl der Arbeitszeit als Wertmaß ist weder empirisch noch theoretisch gerechtfertigt, sondern eine reine Setzung. Außerdem: Der „gesellschaftlich notwendige Arbeitsaufwand“ (=Arbeitswert) ließe sich, wie schon gesagt, nur im Gleichgewichtszustand definieren. Indem Marx annimmt, dass der Arbeitswert den Tauschwert seiner Größe nach bestimmt – vom Transformationsproblem wollen wir hier erst gar nicht reden - stellt Marx das System von den Füßen auf den Kopf: Der Mensch muss doch zuerst tauschen (und durch den Tausch das Medium Geld hervorgebracht haben), bevor sich so etwas wie ökonomische Kohärenz oder Zustände, die mit dem Begriff Gleichgewicht gemeint sind, einstellen. Wenn er aber tauscht, kann es kein objektiv vorgegebenes Gleichgewicht geben. (Zu methodologischen Komplikationen des Gleichgewichtsdenkens siehe Hahn 1982).

ad b) Marx meint, Waren werden ausgetauscht, weil sie Wert haben. Tatsächlich erhalten sie aber Wertform, und dadurch eine Größe (relativer Tauschwert, Geldpreis), weil sie ausgetauscht werden. Äpfel und Birnen haben nichts Gleiches. Aber sie können im Tausch gleichgesetzt werden. Der Tausch (als Handlung) setzt sie gleich.

Kurz: Weder der Arbeitswert, noch irgendein etwas anderes „west“ hinter dem Tauschwert und bestimmt dessen Größen. Es gibt so wenig ein Wert-Wesen, wie es eine Gesellschaft als bereits organisiertes Ganzes gibt oder geben kann. Gesellschaft ist immer ein Vorgang der Vergesellschaftung, nie etwas, das jenseits des Vorgangs der Vergesellschaftung da ist. -- Theoretisch kann man sich durchaus eine Gesellschaft als etwas Bestehendes vorstellen, zum Beispiel als großen, und bereits gegliederten Arbeitsorganismus, in der jeder, der arbeitet, ob erwerbstätig oder nicht, einen Beitrag zum Gesamtprodukt leistet, und eben auch einen Anteil an diesem Gesamtprodukt erhalten soll. In einer solchen Vorstellung könnte die Arbeitswerttheorie als analytische Schablone mit ethischem Hintergrund dienen, um z.B. Verhältnisse zu studieren oder eine gerechtere Einkommensverteilung einzufordern. Die Arbeitswerttheorie wird

Tauschwert (und alle anderen Formen) bloß die historisch „zufällige“, im übrigen umständliche, entfremdende, letztlich ausbeuterische Form darstellt, die eines Tages wie das Haus über dem Kopf der Menschen zusammenpurzeln würde, steht der Arbeitswert dem Tauschwert als dessen eigentliches, diesen erst in Wirklichkeit ermöglichendes „Wesen“ gegenüber, das im Hintergrund wirkt (der Wert bestimmt den Tauschwert). Der Tauschwert verhält sich bei Marx zum Arbeitswert wie die historisch zufällige (abscheuliche) Erscheinung zu ihrem eigentlichen (guten) Wesen. So verhält sich auch der Kapitalismus zur Utopie des Kommunismus. Dieser ist für Marx die historische Form, die an deren eigenen Widersprüche zerbrechen und von jenem idealem System abgelöst werden würde. Die zukünftige Gesellschaft sollte so „formiert“ werden, dass sie wie ein „Verein assoziierter Produzenten“, wie „Robinson“ – also ohne Dazwischenkunft der Wertformen, schlechthin formlos – handeln könnte (Marx, Das Kapital, Band I, Engels: Antidürring⁸). In ihr würde direkt und unmittelbar das Gesetz der Ökonomie der Zeit, also eine rein inhaltsbestimmte Ökonomie zur Geltung kommen.

WIE aber werden die Menschen ihre Verhältnisse untereinander regeln? Das zu zeigen bleibt Marx ebenso schuldig wie Walras, der das Manko seiner Theorie mit dem dümmlichen Märchen vom Auktionator aufzufüllen versucht. An dieser Stelle reichen sich Marx und Walras - der eine (unbeabsichtigter?) Vordenker der zentralen Planwirtschaft, der andere der eines atomistischen Marktes - die Hände über die Leiche einer liberalen Gesellschaft. Das, was sie unterscheidet, ist bloß ökonomische „Technik“. Marx, der etwas ältere, fundiert den Zusammenhang klassisch-arbeitswerttheoretisch, der letztere bereits neoklassisch-grenznutzentheoretisch. In der „Substanz“ aber sind sie sich einig: sie gehen beide von der Möglichkeit einer rein inhaltlichen Determinierung der Ökonomie aus.

Als Wertformtheoretiker steht *Simmel* zwar in der Tradition von Marx, denn wie auch dieser greift Simmel das Tauschmotiv auf und begründet seine Gesellschaftstheorie auf dem Tausch und auf Geld, das aus diesem als dessen „Verkörperung“ hervorgeht. Geld ist für Simmel der Träger der modernen Vergesellschaftung. Ohne Geld weder Gesellschaft noch Wirtschaft. Aber im Unterschied zu Marx verzichtet Simmel nicht nur auf die Denunziation des Tausches und Geldes – und dementsprechend auf eine billige, ja geradezu idiotische Utopie einer gesellschaftlichen Unmittelbarkeit, sondern zeigt, dass die Zivilisation auf Tausch und Geld aufbaut – ohne die „Tragik der modernen Kultur“ zu übersehen. Für Marx kommt nach dem Tausch das Beste. Für Simmel gibt es ohne ihn keine Zivilisation. Im Unterschied zu Marx verzichtet Simmel also auf eine Substanztheorie des Werts als Korrelat einer hypostasierten gesellschaftlichen Harmonie oder eines wirtschaftlichen Gleichgewichts. Seine Theorie ist eine Theorie der Vergesellschaftung (als Prozess) nicht der Gesellschaft (als Zustand).

Für Simmel ruht alles auf der Relation des Tausches. Der Tausch ist es, der den Menschen als bürgerliches und autonomes Subjekt hervortreten lässt; er ist es, in dessen Dialog erst die Bedürfnisse präzisiert und geweckt werden; er ist es, der das Medium Geld als eigenständige Form emanieren und sie einen leichtfüßigen Umgang

aber überfordert, wenn die Arbeit als solche zum einzigen wertbildenden Faktor oder gar zur vergesellschaftenden Kraft verklärt wird, die sie nicht ist. Nicht die Arbeit, sondern der Tausch (und das Medium Geld) vergesellschaftet.

⁸ „Die Nutzeffekte der verschiedenen Gebrauchsgegenstände, abgewogen untereinander und gegenüber den zu ihrer Herstellung nötigen Arbeitsmengen, werden den Plan schließlich bestimmen. Die Leute machen alles sehr einfach ab ohne Dazwischenkunft des vielberühmten ‚Werts‘“. (Engels 1962, S. 288).

miteinander pflegen lässt; und deren Zugriff auf Ressourcen so erleichtert, dass die Illusion einer beinahe friktionsfreien Wahl entsteht. Aber im Unterschied zur Neoklassik setzt Simmel Rationalität nicht voraus, sondern leitet sie als Ergebnis des Tausches als Wechselbeziehung ab.

Man hat Simmel als Relativist beschimpft. Er ist Relativist, weil er auf eine Substanztheorie des Werts verzichtet. Gerade darin zeigt sich seine Größe: Er denkt die Welt als bloß auf Relationen und Wechselwirkungen gegründet. Damit greift er den Einsichten der Quantenphysik weitsichtig voraus. Diese lehrt uns heute, dass wir in einer Welt von Relativitäten leben; dass das unteilbar Letzte, nach dem der Mensch schon immer suchte, nicht existiert. Atome oder die aus Atomen bestehenden Teilchen sind und können gar nicht die Letzteinheiten sein. Sie lehrt uns ferner, dass Materie selbst, ja Körper, eigentlich Illusionen sind – Illusionen, erzeugt aus Relationen und Wechselbeziehungen, aus Schwingungen und Frequenzen. Und schließlich noch: Das Subjekt ist Teil der Realität, die es beobachtet, und dass Beobachtung Realität verändert.

Musste aber erst die Quantenphysik kommen, um uns solche Einsichten zu vermitteln? Gewiss sind sie uns nützlich und verschaffen uns ein neues Bild der unbelebten Natur. Aber als Human-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler sollten uns diese Einsichten längst vertraut sein. Wissen wir nicht schon längst, dass wir – als Subjekte – die Welt verändern, indem wir sie beobachten. (Für eine Mutter, die ihren Säugling beobachtet, für einen Psychotherapeuten oder Coach, oder einen sozial kompetenten Manager, ja für einen Wirtschaftsforscher ist diese Erfahrung ganz selbstverständlich.) Beobachten wir nicht selbst, was andere beobachten und ziehen wir nicht aus solchen Beobachtungen Schlüsse für unsere Entscheidungen? Denken wir nicht in Kausalketten und begründen das eine durch das andere, ohne an ein Ende zu kommen und kommen zu können? Unser Leben ist Relation und beruht auf ihr. Diese Erkenntnis mag manche noch immer irritieren. Aber sie öffnet ein neues Terrain, das dem Subjekt einerseits Halt und andererseits Platz in der Welt (zurück-)gibt, einen Halt, der in der Fiktion einer harmonischen (aus Daten ableitbaren) Welt ohnehin nicht gefunden werden kann. Simmel verzichtete auf diesen nur scheinbaren Halt und schrieb, die Erkenntnisse der modernen Physik vorwegnehmend, kurz vor seinem Tod 1918:

"Die Zentralbegriffe der Wahrheit, des Wertes, der Objektivität etc. ergaben sich mir als Wechselwirksamkeiten, als Inhalte eines Relativismus, der jetzt nicht mehr die skeptische Lockerung aller Festigkeiten, sondern gerade die Sicherung gegen diese vermittels eines neuen Festigkeitsbegriffes bedeutete". Simmel, G. in der Skizze "Anfang einer unvollendeten Selbstdarstellung: zitiert in: K.Gassen/M.Landmann, Buch des Dankes an Georg Simmel, Berlin 1958: 9).

In der Tat, gibt uns nicht die Form die Festigkeit in allem, was wir – als Menschenwesen - tun und worauf wir uns verlassen? Sind nicht die Inhalte - Gefühle, Gedanken, Bedürfnisse, Launen - flüchtig, kommen und gehen, während uns die Form Halt gewährt? Sitzt nicht das Biest lauernd in der Ecke? Wird es nicht durch Formen gezähmt und zivilisiert?

Dass der Mensch zugleich in Formen gefangen und gequält ist, ist freilich auch wahr (Tolle 1997).⁹ Wahr ist auch, dass er immer danach streben wird, dem scheinbaren

⁹ Das reicht von unnötigem Denken, Sich-Sorgen-Machen und Geschwätz bis zu hybriden und abenteuerlichen Produkten auf den Finanzmärkten, deren Werthaltigkeit niemand mehr einschätzen kann. Man weiß nicht mehr, wovon die Rede ist - trotzdem wird weitergeredet; und es wird auf Märkten weiter gehandelt, obwohl niemand mehr weiß, was gehandelt wird.

Gefängnis der Form zu entkommen. Was er aus dem Zusammenbruch des Kommunismus gelernt haben wird, ist vielleicht das, dass er nicht gegen, sondern nur mit der Form leben kann. Man kann nur Ordnungen überwinden, indem man sie erfüllt. Ohne Geld geht es nicht, wenn auch Geld nicht alles ist und nicht alles sein darf.

Tausch: Ökonomik des Dialogs (Zusammenfassung und Ausblick)

Nur die Wiederentdeckung der „Form“, insbesondere des *Tausches als Form* kann uns vor einer Ökonomik retten, die meint, ihr System durch inhaltliche Argumente schließen zu können, und dann noch behauptet, sie selbst sei eine Theorie des Tausches. Vielleicht reicht eine Wiederentdeckung der Form nicht aus, aber sie ist ein wichtiger und unverzichtbarer Beginn eines Weges der uns in verschiedene Richtungen führt.

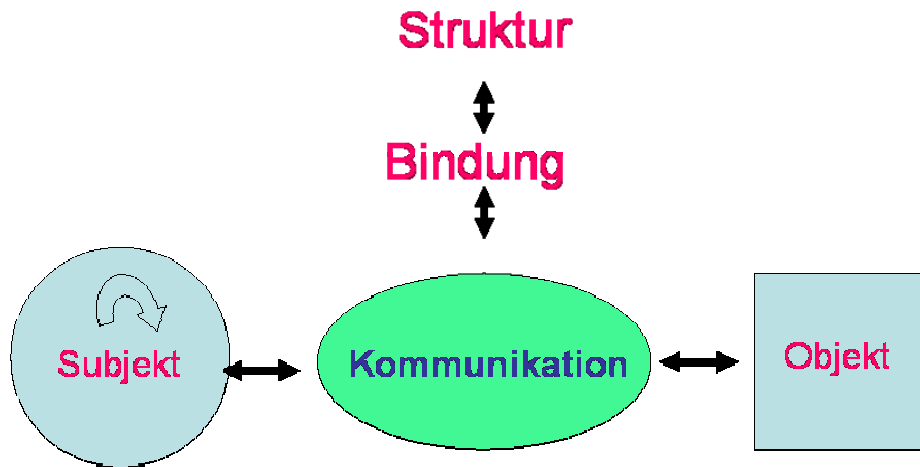
Interdisziplinarität der Human- und Sozialwissenschaften

Der „Tausch“ (genauer: die „Ökonomik des Tausches“) holt die Wirtschaftswissenschaften in den Kreis der Human- und Sozialwissenschaften zurück. Der Tausch ist nämlich nicht nur ein ökonomisches, sondern ein psychisches und vor allem soziales Phänomen.

- Der Tauschakt ist *das soziale* Urereignis und als solches Grundfigur der Gesellschaftsbildung. Geben, Nehmen, der Ausgleich von Geben und Nehmen sind die Grundlagen jeden gesellschaftlichen Zusammenlebens. Man gibt, und man nimmt. Oder man nimmt und gleicht durch Geben (oder durch das - explizite oder implizite - Versprechen eines späteren Gebens) aus. Wenn A von B nimmt, braucht er dessen Zustimmung. Und umgekehrt. Tausch beruht also auf gegenseitigem Respekt und prinzipieller Ebenbürtigkeit. Damit ist der Tausch die Grundlage der Zivilgesellschaft.
- Wir wissen aus der Entwicklungspsychologie, dass sich das Kind im Dialog mit seiner „Mutter“ entwickelt. Das Baby ist ja nicht von vornherein und in vollem Sinne „Mensch“. Die Menschwerdung, zum Beispiel die Fähigkeit, zu sich Ich und zum anderen Du zu sagen, den anderen als eigenständiges Wesen zu erkennen und dessen Gefühle zu verstehen, usw. hat den Dialog mit der „Mutter“ zur Voraussetzung. In der Pubertät und im Erwachsenenalter reift der Mensch im Austausch mit der Gesellschaft weiter. Durch das Nehmen von anderen kann er überleben. Und indem er gibt, erhält er Anerkennung, Selbstbestätigung und fühlt sich zu einer Gemeinschaft zugehörig. Selbstverwirklichung und Leistung für andere sind nur zwei verschiedene Seiten ein und derselben Medaille.
- Der Tausch ist per se ein ökonomischer Vorgang, weil die an ihm Beteiligten auf die Verbesserung ihrer „materiellen“ Situation zielen. A liefert an B, B an A. Der Tausch vermehrt Wohlstand, sei es, dass er Überschüsse und Defizite ausgleicht (statischer Effekt), sei es, dass er selbst eine friedliche Form der Ressourcenaneignung darstellt und daher weitere Austauschhandlungen anregt (dynamischer Effekt).

Die reine Effizienzlogik macht die Wirtschaftswissenschaften zu einem arroganten Sonderling unter den Sozialwissenschaften. (Sie kennt auch nur den statischen Effekt des Austausches). Das Tauschthema führt sie wieder in den Kreis der Human- und

Sozialwissenschaften zurück. Eine neue Interdisziplinarität wird wieder möglich. Bei näherem Hinsehen lässt sich leicht erkennen, dass Ökonomie, Gesellschaft (das Soziale) und die Psyche nach ähnlichen Mustern gestrickt sind (Grafik 1).



Grafik 1

Denn wir finden in allen drei Bereichen das gleiche Muster vor. Die Basis bildet überall die *Kommunikation* (Dialog), aus der sich einerseits das Subjekt, andererseits das Objekt differenziert. Das Kind erwirbt, wie eben beschrieben, Bewußtsein seiner selbst (reflexive Schleife!) und der „Mutter“. Das Wirtschaftssubjekt lernt im Tauschdialog seine Bedürfnisse (genauer) kennen, seine Möglichkeiten besser einzuschätzen und eigenständige Initiativen zu ergreifen, um sein Leben zu gestalten. Im Geld als Medium wächst ihm das Instrument zu, das ihm (einigermaßen) rationales Entscheiden ermöglicht und ihn zu einem zivilen Umgang mit seinen physischen Bedürfnissen und seinen Emotionen erzieht (z.B. durch ein vorausschauendes Einteilen der Geldausgaben). -- In diesen Vorgängen entstehen *Bindungen* – die Psychologen sprechen von „Objekt Konstanz“ und Geborgenheit, in der Wirtschaft geht es z.B. um Vertrauen und Dankbarkeit, ohne welche Marktbeziehungen nicht zustandekommen oder nicht fortführbar sind. -- Die *Strukturen* wiederum sind kurzfristig wenig veränderbare Verkörperungen, die eine Eigengesetzlichkeit aufweisen. Beim Menschen ist es die Persönlichkeitsstruktur (und gegebenenfalls deren strukturelle Störungen), in der Wirtschaft die „Gesetze des Geldes“¹⁰, die zivilrechtlichen Strukturen einer Bürgergesellschaft, die Wirtschaftsordnung und der staatliche Schutz derselben. Strukturen konditionieren (begrenzen und erleichtern) das menschliche und soziale Verhalten.

¹⁰ Zum Beispiel: Akteure können nur das ausgeben, was sie einnehmen (inklusive Kreditaufnahme), usw.

Offener versus geschlossener Raum – Mechanik, oder Ethik der Verantwortung

Die „Ökonomik des Tausches“ gibt den Wirtschaftswissenschaften eine völlig neue Perspektive. Zunächst muss sie sich aber gegen den Etikettenschwindel der traditionellen (neoklassischen) Ökonomik zur Wehr setzen. Diese bezeichnet sich als Theorie des Tausches und sieht im Allgemeinen (Walrasianischen) Gleichgewicht ein Tauschgleichgewicht. Welcher Unsinn! Es ist ja genau das Gegenteil. Dort tauscht ja keiner. Es wird getauscht. Keiner trifft den anderen. Alle treffen alle zugleich. Nichts wird gelernt. Alles ist bekannt. Der Raum ist gegeben und geschlossen. Das Modell des Allgemeinen Tausches stellt sich die Wirtschaft als System vor, das am Besten funktioniert, wenn man diese sich selbst überlässt. Dieses mechanistische Konstrukt wird auch noch zur Norm wirtschaftspolitischen Handelns erhoben. Hahn (1982), einer der hohen Priester dieses theoretischen Unsinn hat Recht: Da kann man sich nur mehr die Kugel geben!

Das Allgemeine (Walrasianische) Gleichgewicht ist ein Konstrukt von oben, das dann noch den Namen „Mikroökonomie“ trägt. Absurder kann es kaum gehen! Ökonomen blicken aus dieser „gähnenden Höhe“ auf die Wirtschaft, haben aber die Leiter, auf denen diese nach oben steigen muss, weggelegt. So ziemlich alles, was interessant und relevant ist, bleibt auf der Strecke: das Medium Geld und das Unternehmen als die eigentlichen Träger der wirtschaftlichen Dynamik. Auch Gesellschaft und Zeit fehlen. Gesellschaft wird durch den Auktionator ersetzt, die Zeit durch Erwartungen.¹¹

Mikroökonomie muss von *unten nach oben* gehen, nicht als Entscheidungstheorie, die von der Robinsonade ihren Ausgangspunkt nimmt und sich über das Edgeworth'sche Boxdiagramm zum Allgemeinen Gleichgewicht hinaufschwindelt. Sie muss von der Relation und dem Dialog des Tausches ausgehen und der Kaskade der Formen folgen, die das *Wirtschaften* zur *Wirtschaft* macht. Auf diesem Weg *von unten nach oben* begegnen wir dem Geld, dem Unternehmen, dem Markt, dem zivilisierten (d.h. durch Bürgermacht kontrollierten oder zu kontrollierenden) Staat, usw.

Die Menschheit tauscht seit vielen Jahrtausenden. Vom Tausch als gesellschaftsbildendem Prinzip kann man natürlich erst sprechen, nachdem er sich als *die* gesellschaftsbildende oder Gesellschaften konstituierende *Operation durchgesetzt* hat. Um den Tausch zu verstehen, muss man daher gleichzeitig auch ein Verständnis des Gesamtorganismus besitzen, so wie man ein Puzzle auch nur zusammensetzen kann, wenn man ein Gesamtbild vor sich sieht. Die Tauschökonomik geht also von unten nach oben und von oben nach unten. Das Einzelne, der konkrete Tausch, ist also der Baustein der Wirtschaftsgesellschaft. Aber das Gesamte der Wirtschaftsgesellschaft muss auch schon irgendwie da sein, sei es als Idee oder als praktische Ordnung, um das Einzelne zu ermöglichen.

¹¹ Die *Leere* der reinen *Lehre* ist nicht unentdeckt geblieben. Anstatt aber die Theorie zu verwerfen, laufen Reparaturversuche darauf hinaus, Prämissen der reinen Theorie zu lockern und in den dann so entstehenden Rissen des Modells Einsichten in die Realität der Wirtschaft zu gewinnen. Damit wird aber die Sache nur komplizierter, aber um nichts besser, und die Komplikationen nehmen mit dem Hereinnehmen realistischer Annahmen zu. Die reine Lehre ist nur für sich selbst schön, sonst unbrauchbar.

Formung der Form – Gestaltung der Gestalt

Die Ökonomik des konkreten Tausches entkommt dem verfehlten Anspruch nach Determinismus und öffnet die Perspektive für eine Ökonomik der Form und damit der Gestalt und Gestaltung. Wenn nur Inhalte zugelassen werden, kann man sich Realität gar nicht anders vorstellen als durch Kausalbeziehungen verknüpft und somit determiniert. Wenn es eine Form gibt, gibt es auch Freiheitsgrade. Jeder Gedanke ist schon Form und daher kontingent: Er gibt dem Impuls (Gefühl, Emotion, Information), der von außen kommt, Form, die so oder auch anders ausfallen kann. Das gilt erst recht für den Tausch. Für die Neoklassik ist der Tausch bloß passives Lösen von Gleichungen. In Wirklichkeit aber ist er *Akt der Zeugung*, gleichsam die *Synapse* der Wirtschaft. Wird getauscht, wird auch produziert. Wird nicht getauscht, wird nicht produziert. Zweitens ist die mit ihm einhergehende Substitution von Dingen (Äpfel gegen Birnen, PKW gegen Geld, usw.) immer auch eine Begegnung von Akteuren, also *soziale Form* und ist als solche auch *gestaltbar*: Auf der individuellen Ebene ganz direkt – man kann sich so oder anders begegnen, verhalten, verhandeln – entsprechend fallen dann auch die Ergebnisse aus. Auf der kollektiv-gesellschaftlichen Ebene kann und muss der Raum gestaltet werden, in welchem Tauschhandlungen stattfinden. Handel braucht Sicherheit und Schutz.¹² Ohne ihn findet kein Austausch statt. Dazu gehören auch Regelungen, was nicht getauscht werden darf.

Die Effizienzlogik kennt keine Gestalt. Die Ökonomik des Tausches sehr wohl. Zwei Beispiele.

- Während die Neoklassik Wachstum als technischen Fortschritt definiert, der sozusagen von oben herabfällt, charakterisiert der Tauschansatz die Wirtschaft als durch eine innere Wachstumsdynamik getrieben. Eine Ökonomik des Tausches muss sich daher mit dem Thema der ökologischen Grenzen dieser dem Geldprozess innewohnenden Wachstums befassen.
- Die Neoklassik leitet die Verteilungsverhältnisse rein technisch aus dem Wert des Grenzprodukts, den der zuletzt eingesetzte Faktor leistet, d.h. aus Produktionsfunktionen ab. Sie nimmt daher an, dass der ideale Markt für eine Verteilung sorgen würde, die sich aus den Produktionsfunktionen bzw. Präferenzen ergibt. Das ist naturalistisch-technisch gedacht. Für Politik und Ethik ist hier kein Platz. Der tauschtheoretische Ansatz sieht in der Wirtschaft einen Tauschverkehr von Warenbesitzern, denen im Prinzip das ganze Produkt zusteht, weil sie die Eigentümer des Prozesses sind. Daraus ergibt sich die sozialpolitisch bedeutsame Forderung der *Beteiligung von Nichteigentümern* an den Erträgen der Wirtschaft (Ruben 1997). Verteilungspolitik ist daher die kontinuierliche Gestaltung dieses Konflikts, sei es durch Einflussnahme auf die Lohnhöhe (Beispiel: Kollektivverträge, im gesellschaftlichen Diskurs gewonnene Normen einer gerechten Entlohnung), auf die Bildung von Vermögen in

¹² Dabei geht es um eine Reihe von „Milieu“-gestaltenden Maßnahmen oder Prozessen. Die Wahrscheinlichkeit konkreter Tauschvorgänge kann durch Geldwertstabilität, durch eine glaubwürdige und berechenbare Wirtschaftspolitik, durch die Schaffung von wirtschaftsfördernden Institutionen, wie Kammern usw., durch Qualitätssicherung für die gehandelten Güter selbst (z.B. Normen) erhöht werden. Solche milieugestaltenden Maßnahmen umfassen auch solche, welche günstige (schädliche) Wirkungen für Dritte (die Gesellschaft) fördern (vermeiden) helfen (Beispiele: Diskurse zur Ethik, Normenpolitik, Wettbewerbspolitik, Verteilungspolitik), oder auch das Handeln bestimmter Güter und Dienstleistungen unter Verbot stellen (Schulnoten) oder einschränken (Drogen, Waffen).

„Arbeitnehmerhand“, auf die Bildung von gemeinschaftlichen Einrichtungen (Staatsbudgets, Pensions-, Arbeitslosenfonds), welche die Aufgabe haben, Individuen im Falle der Erwerbslosigkeit abzusichern, usw. Ein wichtiges, wenn auch durch die Individualisierung der Gesellschaft schwächer gewordenes Auffangnetz ist und bleibt die Familie (als geschlechtlichem Reproduktionszusammenhang).

Optimierung versus Leadership

Wirtschaftswissenschaftler und Manager (Unternehmer) sprechen zwei komplett verschiedene Sprachen. Das liegt darin, dass sich die einen der Logik der Effizienz verschreiben, also einem Denken in Inhalten, das nach deterministischen Erklärungen der Realität oder nach eindeutigen Lösungen sucht, die anderen aber vor der Aufgabe stehen, handeln und gestalten zu wollen und auch zu müssen. Unternehmerisches Handeln ist nicht (optimales) Lösen von Problemen, sondern Zeugung von Neuem. Konventionelle Ökonomik ist Wissenschaft der Allokation knapper Ressourcen. Leadership hingegen eher Kombination von Geist und Geld: der Geist kriert die Idee und attrahiert Geld zu deren Verwirklichung - Ressourcen sind aus dieser Perspektive bloß Material und Werkzeug.

Management wird meist als technische Aufgabe aufgefasst. Das ist zu eng. Denn Unternehmen arbeiten in einer gesellschaftlichen Umgebung, die dieser die „monetäre“ Überlebensfunktion oktroyiert. Wir haben oben schon gehört: Ein Unternehmen ist eine Organisation, die Geld ausgibt, um mehr Geld zu verdienen. Die Notwendigkeit, mehr Geld zu verdienen als auszugeben, ergibt sich aus dem Teil der „Metamorphose“, den das Unternehmen übernimmt, nämlich aus $G - W - G'$. Führung bedeutet daher zweierlei: das Ausleben einer sachlichen Kompetenz (Idee + Fähigkeiten) bei gleichzeitiger Berücksichtigung der „monetären“ Überlebensfunktion (hinreichende Gewinne erzielen). Ausleben der Kompetenz und Überlebensfunktion kann natürlich nicht nur Aufgabe der Geschäftsleitung sein, wie Gutenberg (1965) es formuliert. Denn in allen Teilen des Unternehmens wird disponiert, wenn auch die Verantwortlichkeiten naturgemäß abgestuft sind und sein müssen. Definiert man die Disposition allein als Aufgabe der Geschäftsführung, degradiert man alle Mitarbeiter zu Ausführungswerkzeugen.

Es ist bedauerlich, dass die traditionelle Ökonomik ihren Scholaren noch immer die weltfremde Vorstellung von Wirtschaft als Effizienzmechanik einbläut. Es ist höchste Zeit auch an Universitäten mit einer „Ökonomik des Dialogs“ zu beginnen.

Literaturhinweise

- Binswanger, Hans-C. (2006), Die Wachstumsspirale – Geld, Energie und Imagination in der Dynamik des Marktprozesses; Metropolis.
- Coase, Ronald. H. (1988), The Firm, the Market and the Law, The University of Chicago-Press.
- Gutenberg, Erich (1965), Grundlagen der Betriebswirtschaftslehre, 10.te Auflage, Springer-Verlag.
- Hahn, Frank (1982), "Reflections on the Invisible Hand", Lloyd's Bank Review
- Luhmann, Niklas (1984), Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M.
- Marx, Karl (1868), Das Kapital, Band 1-3, MEW Band 23-25, Berlin (Ost).
- Engels, Friedrich (1878), Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft – Antidührung, in: Karl Marx/ Friedrich Engels – Werke, Bd. 20: S.239-303. Berlin/DDR 1962 .
- North, Douglas (1990), Institutions, Institutional Change and Economic Performance, Cambridge University Press.
- Ruben, Peter (1997), Die kommunistische Antwort auf die soziale Frage, www.peter-ruben.de.
- Schumpeter, Josef, A. (1908), Das Wesen und der Hauptinhalt der Nationalökonomie, Leipzig 1908.
- Simmel, Georg (1907), Die Philosophie des Geldes, Duncker&Humblot, 6.Auflage, Berlin 1958.
- Tolle, Eckhart (1997), Jetzt – Die Kraft der Gegenwart, Kamphausen, 8.Auflage 2003.
- Wilber, Ken (1998), Das Spektrum des Bewußtseins – Eine Synthese östlicher und westlicher Psychologie. rororo transformation.
- Walras, Leon (1874), Elements of Pure Economics or the Theory of Social Wealth, translated by William Jaffé, Homewood Illinois. 1954.